

Ein merkwürdiger Vorfall

Autor(en): **Turgenev, J.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein merkwürdiger Vorfall

Von J. S. Turgenew

«Wenn man die Möglichkeit zulässt, dass Uebernatürliches in unser Leben eingreifen kann, welche Rolle käme dann noch dem gesunden Verstand zu?» Diese Frage stellte der Hausherr, Anton Stepanowitsch.

«Ganz recht . . . , darüber können keine zwei Meinungen herrschen . . . » erklang es als Antwort; doch einer der Gäste, ein älterer Herr, der unlängst von seinem Gut nach der Hauptstadt gekommen war, äusserte kategorisch: «Ich kann mich damit nicht einverstanden erklären!»

«Wollen Sie im Ernst behaupten, etwas mit den Gesetzen der Natur nicht Uebereinstimmendes wäre Ihnen im Leben begegnet?»

«Das behaupte ich.»

«Wollen Sie uns den Vorfall erzählen?»

«Gern . . . Es geschah vor etwa sechs Jahren. Ich lebte auf meinem Gut und kehrte einmal spät abends heim; ich hatte bei einem Nachbarn Karten gespielt. Ich legte mich zu Bett und löschte das Licht, da hörte ich, dass sich etwas unter meinem Bett bewegte, kratzte . . . Ein Hund? Wo sollte einer herkommen, ich selbst besass keinen. Ich rief nach meinem Bediensteten Filka und sagte: ‚Ein fremder Hund scheint sich eingeschlichen zu haben, mach Licht und schau unters Bett.‘ Filka gehorchte und meldete dann: ‚Es ist kein Hund unter dem Bett.‘ — ‚Nun dann wird er, als du im Dunkeln die Tür öffnest, herausgeschlüpft sein.‘ In der nächsten Nacht geschah das Gleiche, wir schauten beide unters Bett, — die Stelle war leer. Das wiederholte sich nun Abend für Abend: löschte ich das Licht, hörte ich den Hund, entzündete man es, war nichts zu sehen. Einmal kam mein Nachbar zu Besuch und blieb bei mir übernachten. Ich liess sein Lager in meinem Schlafzimmer bereiten. Kaum war das Licht gelöscht, ging es los, sogar schlimmer als zuvor: der Hund schien unter dem Bett hervorzukriechen und stiess an einen Stuhl an. Mein Gast sagte ruhigen Tones: ‚Seit wann hast du dir einen Hund angeschafft?‘ — ‚Ich besitze keinen,‘ gab ich zur Antwort. ‚Was bewegt sich denn im Zimmer?‘ — ‚Mach Licht und schau selbst nach.‘ Kaum flammte Licht auf, war jegliches Geräusch erstorben. ‚Was ist denn das für eine Geschichte?‘ Ich erzählte ihm dann alles, was ich erlebt hatte. Wie behend er aus dem

Bett sprang! ‚Rasch! Pferde anspannen!‘ rief er, und vor Angst zitternd, vermochte er nicht in die Stiefel hineinzuschlüpfen. Es gelang mir, ihn zu beruhigen, nur verlangte er, in einem andern Zimmer ihm das Bett herrichten zu lassen. Nächsten Morgen begann er, mir gute Ratschläge zu erteilen; er war ein sehr kluger Mensch, der es sogar zustande brachte, seine Schwiegermutter zu übervertreiben! Daher beschloss ich, seinen Rat zu befolgen: ich reiste ab nach der Ortschaft Belew, in der er mir die Adresse eines Mannes angegeben hatte, der mir würde helfen können. Ich fand den Greis und berichtete ihm das Vorgefallene. Er fragte nach meinem Namen, nach Herkunft, Wohnort und Alter, ob ich verheiratet sei . . .

Sie lächeln alle hierzu, meine Herren —, mir war damals nicht zum Lachen zumut . . . ‚Dir kann geholfen werden,‘ sagte der Greis. ‚Du musst den Vorfall als Warnung betrachten. Kauf dir einen Hund und halte ihn Tag und Nacht in deiner Nähe.‘ Und stellen Sie sich vor: kaum hatte ich sein Haus verlassen, als mir jemand entgegenkam, der ein Hündchen unter dem Arm trug. Ich sagte: ‚Verkauf mir den Hund.‘ — ‚Zwei Rubel.‘ Ich gab ihm drei, er wird mich für verrückt gehalten haben. Ich nannte den Hund ‚Tresor‘, fütterte ihn zu Hause, er ass und trank und — kroch von selbst unter mein Bett. Müde von der Reise, begab ich mich auch zur Ruhe, löschte das Licht und wartete . . . es blieb alles still.‘»

«Und damit war die ganze Sache zu Ende?» wollte der Hausherr wissen.

«Die nächtlichen Besuche hatten ihr Ende gefunden, die Sache hatte aber noch eine Fortsetzung. Tresor war mir sehr zugetan und folgte mir, wohin ich auch gehen mochte. Einmal, es war Hochsommer, ging ich zu einer Nachbarin auf Besuch; es herrschte ausserordentliche Schwüle, und ich war froh, als ich nach dem Griff ihrer Haustür die Hand ausstreckte . . . plötzlich drangen Getrappel und Geschrei an mein Ohr, ich schaute mich um; ein riesengrosses, rostbraunes Tier stürzte in den Hof, verfolgt von einer Menge Dorfkinder. Es lief direkt auf mich zu . . . offenes Maul, gefletschte Zähne . . . ich erstarrte vor Schreck —, im gleichen Augenblick flog mein Tresorchen hoch, wie ein Ball, und biss sich am Hals des Tie-

res fest, dieses röchelte, wankte . . . ich stürzte ins Haus und rief nach Hilfe. Die Hausherrin kam herbei und erklärte, das sei ein toller Hund, den man seit langem einzufangen sucht. Wir traten heraus: mein Retter Tresor hinkte zerbissen, blutend über den Hof, das Ungeheuer war entwischt. Die Hausherrin verlangte, ich solle sofort Tresor erschiessen, ich ging darauf nicht ein, und da sie mich mit dem Hündchen nicht ins Haus liess, ging ich in einer Scheune übernachten. Ich konnte lange nicht einschlafen, Tresor lag leise winselnd, an seinen Wunden leckend, neben mir. Es war eine mondhelle Nacht, und plötzlich sah ich etwas Dunkles sich der Scheune nähern . . . Welch Graus! Es war der tolle Hund, und ich hatte, der Hitze wegen, die Tür zur Scheune offen gelassen. Der Hund sprang herein . . . Wie ein Löwe stürzte

sich Tresor, trotz seiner Verwundungen, wieder auf das Tier. Ich lief ins Freie, um Leute herbeizuholen. Als wir uns der Scheune näherten, lag Tresor tot da, sein Gegner war verschwunden. Ich schäme mich nicht einzugestehen, dass ich um den Verlust meines Retters wie ein Kind geschluchzt habe. Den tollen Hund hat am nächsten Tag ein Soldat erschossen.»

Der Erzähler schwieg, die Zuhörer sahen sich gegenseitig verwundert an, und der Hausherr äusserte: «Ich muss doch die gleiche Frage stellen: welche Rolle verbliebe dem gesunden Menschenverstand, wenn wir zuliessen, dass Uebernatürliches in unser Leben einzugreifen vermag?»

Keiner fand darauf eine richtige Entgegnung . . .

(Uebersetzt von Ig.)

Vrenelis Tagebuch

Von Ruth Blum

Jüngst bin ich wieder in B. gewesen, bei meiner lieben Freundin Barbara und ihren vier hoffnungsvollen Sprösslingen. Und wie immer war es ausserordentlich anregend im grossen neuen Haus am Waldesrand; denn Barbaras Kinder stecken gegenwärtig alle vier in einer akut schöpferischen Lebensphase, und da passiert allerlei. Der kleine Jakobli formt fünfbeinige Giraffen aus Griespflutenteig. Kätterli kratzt auf Vaters Cello, dass wir Grosse fast die Wände hoch gehen. Urseli malt phantastische Traumlandschaften auf Packpapier. Und Vreneli, mein elfjähriges Patenkind, wandelt in meinen Fusstapfen: es will unbedingt wie die Gotte Schriftstellerin werden.

«So lass denn sehen, was du Schönes dichtet», sage ich zu meiner kleinen Jüngerin. Vreneli ziert sich ein wenig und wird rot wie ein Berner Rosenapfel. Zuletzt holt es ein blaues Heft und legt es kichernd vor mir nieder. Ich fange neugierig zu lesen an. Märchen und kleine Gedichte wechseln miteinander, ganz hübsche Sächelchen. Die Verse vor allem erregen meine Bewunderung. Sie fliessen so glatt dahin wie Olivenöl, und selbständige Gedanken sind unverkennbar, wie folgendes Poemchen beweist:

Rot blüht der Seidelbast,
Vöglein sitzt auf dem Ast,
trillert so lieb und zart,
Vater hat einen Bart,
weil er sich nie rasiert,
wenn er im Wald spaziert.
Sonne kommt auch herbei,
Mutter trinkt rohes Ei,
eventuell, dass sich die Menschheit freu'!

«Das ist ja grossartig», lobe ich, «komm, Vreneli, gib mir einen Kuss!» — «Vräne no meh schrybe», ruft Jakobli rasch, «anderi Buechli ha, nid zeige!» — «Ist gar nicht wahr», sagt Vreneli ärgerlich, «der Jakobli spinnt!» «Jawohl, er spinnt!» behaupten auch die beiden andern Schwestern mit einem Eifer, der mir verdächtig vorkommt. «Aha, ein Geheimnis», denke ich vernügt. «Wahrscheinlich will mir das liebe Patenkind zum Geburtstag etwas Schönes dichten. Und jetzt hat der Kleine aus der Schule geschwatzt.» Also stelle ich mich absichtlich dumm und vermeide sorgsam, der Sache auf den Grund zu gehen.

Zwei Tage später räume ich Vrenelis Zimmer auf. Und da finde ich im Kastenfuss ein rotes